

Prof. Dr. Michael Sommer

Universitätspredigt 29. 10.23 in der St. Lamberti-Kirche Oldenburg

Liebe Gemeinde

Der Apostel hält seinen Gefährten eine Standpauke, die sich gewaschen hat. Was ihm und den Judenchristen denn einfallt, einfach so vom Tisch aufzustehen und die nichtjüdischen Glaubensbrüder allein sitzenzulassen, fragt Paulus seinen Kollegen Petrus. Der Hintergrund der Episode, die sich in der syrischen Metropole Antiochia zugetragen hat und von der Paulus den Galatern per Brief berichtet (Gal. 2,11-16), ist mehr als ernst: Unter dem Einfluss des Paulus haben sich die jüdischen Anhänger Jesu den Heiden geöffnet und die entstehende Religionsgemeinschaft universalisiert. Nicht das Gesetz, die Beschneidung und die Gemeinschaft der Abstammung bahnen den Weg zur Erlösung, sondern allein der Glaube an Jesus Christus. Später im Galaterbrief buchstabiert Paulus diesen Gedanken in aller wünschenswerten Klarheit aus: „Denn wieviel euer auf Christum getauft sind, die haben Christum angezogen. Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu.“

Freilich: Der neue Kurs ist unter den Judenchristen alles andere als unumstritten. Insbesondere Jakobus hält gar nichts davon. Für ihn ist die Tora nach wie vor Richtschnur religiösen Handelns, die Gemeinde soll den Traditionen des Judentums verhaftet bleiben. Als Jakobus in Antiochia plötzlich auf der Bildfläche erscheint, sprengt er mit der geballten Autorität des Jesus-Bruders die Versammlung und bringt Petrus und seine Mitstreiter dazu, die Speisegemeinschaft mit den unbeschnittenen Brüdern aufzukündigen. Sehr zum Missfallen des Paulus, der in Antiochia erleben muss, wie sein Projekt einer universellen, die Grenzen des Judentums sprengenden Religion zu zerbröseln droht.

Die Passage wirft unzählige exegetische Probleme auf, auf die ich hier nicht eingehen möchte. Generell geht die Forschung davon aus, dass Paulus sich in Antiochia nicht durchsetzen konnte und dass Petrus und Jakobus eine Art toratreuer Backlash in der entstehenden Gemeinde gelang. Doch Texte erlangen Bedeutung nicht nur aus sich selbst heraus, sondern auch dadurch, dass sie gelesen und gedeutet werden. Max Weber, der in Erfurt geborene Gründervater der Soziologie hat den „Tag von Antiochien“ in seinem monumentalen Oeuvre immer wieder behandelt, meist nur en passant und den neutestamentlichen

Kontext stillschweigend voraussetzend. Die Bedeutung der Episode liegt für Weber in der Überwindung religiös fundierter sozialer Barrieren, die zuvor den Alltag längst nicht nur für Juden bestimmten. Das Verbot der Speisegemeinschaft mit Nichtjuden ist solch eine Barriere: Es dient der „Reinerhaltung“ der eigenen Gruppe. Wer mit anderen speist, pflegt mit ihnen soziale Kontakte. Wer soziale Kontakte pflegt, könnte früher oder später auch Sex haben. Das ist die Semantik aller religiösen Reinheitsgebote.

Am ausführlichsten behandelt Weber die Passage nicht zufällig in seiner Hinduismus-Studie im Rahmen von „Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen“. Was in Antiochia geschah, sei „die Konzeptionsstunde des ‚Bürgertums‘ des Okzidents“ gewesen, wenn es auch eine lange Schwangerschaft gewesen sei, wie Weber ironisch einschränkt. Denn: „Dessen Geburt, in den revolutionären ‚coniurationes‘ der mittelalterlichen Städte“ sei eben erst „mehr als ein Jahrtausend später“ erfolgt. Gleichwohl, den Grundstein habe eben Paulus in Antiochia gelegt. Weber: „Denn ohne Kommensalität, christlich gesprochen: ohne gemeinsames Abendmahl, war eine Eidbrüderschaft und ein mittelalterliches Stadtbürgertum gar nicht möglich.“

Das sind starke Worte, und sie machen unmissverständlich klar, was Max Weber als das zentrale Ingrediens der euro-amerikanischen Moderne ansieht, deren Chronist er ist: den Bürger, der Teil einer Gemeinschaft der Freien und Gleichen ist und der sich mit jedem anderen, der auch Teil dieser Gemeinschaft ist, verbrüdern kann. In der Moderne sind alle „Tabuschränken“ gefallen, „die mit ihren totemistischen, ahnenkultischen und kastenmäßigen magischen Klammern“, wie Weber sich ausdrückt, die Verbrüderung gehindert und der Universalität von *commercium*, *conubium* und Kommensalität im Wege gestanden hätten: Handels-, Ehe- und Speisegemeinschaft. Die Stadt im spätmittelalterlichen Europa habe sich auch deshalb ungestört als Bürgergemeinde konstituieren können, weil sie politisch autonom war, aber nicht souverän: Militärische Dienstleistungen konnte sie in der Regel an Territorialstaaten outsourcen. So konnten sich die Bürger ungehindert ihren ökonomischen Aktivitäten widmen. Die spätmittelalterliche Stadt sei so nicht nur zur Inkubationskammer für den Bürgergedanken geworden, sondern auch für den modernen Kapitalismus, folgert Weber.

Die Bürgeridee ist allerdings viel älter. Sie hat ihre Wurzeln auch nicht im Christen- oder Judentum, sondern in der griechischen Antike. Zwei Grunderfahrungen brachten die Griechen auf den revolutionären Gedanken,

dass Menschen nicht Objekte einer traditionellen, gottgewollten Ordnung sind, sondern deren Gestalter: dass Gesetze und allgemein die Spielregeln menschlichen Zusammenlebens von ihnen selbst gemacht und nicht einfach als gegeben akzeptiert werden müssen. Erstens die Erfahrung der Kriegführung in der Phalanx schwerbewaffneter Hopliten. Das alte Hellas war eine Welt der tausend Städte, und jede war eifersüchtig auf ihren Besitzstand bedacht. Krieg war an der Tagesordnung. Deshalb unterhielten die Städte Bürgermilizen, die ab dem 7. Jahrhundert v. Chr. alle gleich ausgerüstet und ausgebildet waren. Die Bürger kämpften, geschützt durch Schilde und Rüstungen und mit langen Lanzen bewaffnet, in Schlachtreihen. Wer als Hoplit seine Haut für die Stadt zu Markte trug und nicht durch den eigenen, sondern den Schild des Nachbarn geschützt wurde, begriff instinktiv, was Solidarität unter Bürgern bedeutete.

Die zweite Grunderfahrung war die der Kolonisation. Im 8. Jahrhundert v. Chr. wurde es den Griechen in ihrem kleinen, wenig fruchtbaren Land im Süden der Balkanhalbinsel schlicht zu eng. Sie machten sich auf und gründeten Tochterstädte in Übersee: in Unteritalien, auf Sizilien und am Schwarzen Meer. Wer auf jungfräulichem Boden eine Stadt gründet, die vom ersten Tag an funktionieren und über Institutionen verfügen muss, der kann sich den Luxus nicht leisten, auf einen Gott oder Propheten zu warten, der ihm die Gesetze in die Hand diktiert. Er muss selbst tätig werden. Und tätig wurden die Griechen: Sie schufen sich politische Ordnungen, experimentierten mit Verfassungen und erkannten, dass man Gesetze respektieren muss, obwohl sie Menschenwerk sind.

Bald begannen die Griechen, auch von einer theoretischen Warte über das menschliche Zusammenleben nachzudenken, über politische Ordnungen und Konzepte von Recht und Gerechtigkeit. Aristoteles fasste den Bürgergedanken in die Worte, die Tugend des Bürgers sei es, gut zu regieren und gut regiert zu werden. Damit ist im Kern das Konzept der Volkssouveränität vorformuliert, das in der Aufklärung Rousseau wiederbelebte und das zum Grundgedanken aller modernen Demokratien geworden ist. Diese Demokratien haben typologisch und genealogisch wenig mit der Attischen Demokratie zu tun, auf die sich Politiker in Sonntagsreden gerne berufen. Der Bürgergedanke, in dem der Gedanke der Volkssouveränität steckt, dürfte die wirkungsmächtigste politische Innovation der Antike gewesen sein. Er verbindet uns mit den alten Griechen. Diese Geschichte kannte selbstverständlich auch Max Weber. Für ihn war der „Tag von Antiochien“ dennoch das Tüpfelchen auf dem i, der Schlussstein in einer

jahrhundertelangen Entwicklung, in der Paulus das Fallen der letzten Tabuschränken mit seiner Standpauke gegen Petrus ratifizierte.

Und heute? Heute, fürchte ich, wird der Bürgergedanke und wird mit ihm die Moderne auf eine harte Probe gestellt. Gefahren drohen gleich aus mehreren Ecken: durch eine liberale Demokratie, die sich ihrer Freiheiten zu sicher ist; durch das Internet, den Zerfall politischer Vorfeldorganisationen wie Gewerkschaften und Kirchen sowie die daraus resultierende Fragmentierung der Gesellschaft in Echokammern; durch die habituelle und soziologische Abkoppelung politischer, ökonomischer, wissenschaftlicher und kultureller Eliten vom Rest der Gesellschaft; durch die Diasporisierung europäischer Gesellschaften durch Einwanderung; und durch Identitätspolitik. Ein Warnzeichen, dass wir möglicherweise mitten im Abwicklungsprozess der Moderne stecken, ist, dass heute kaum noch vom „Volk“ die Rede ist, sondern von der „Bevölkerung“. Während das Volk der grundgesetzlich definierte Souverän ist, ist eine Bevölkerung nichts weiter als amorphe Masse. Bevölkerungen wurden vor den beiden atlantischen Revolutionen von absolutistischen Herrschern regiert, bevor sich das Volk die Souveränität gewaltsam nahm.

Wir werden Zeugen, wie die Tabuschränken in neuem Gewand zurückkehren. Wir verkriechen uns in den sozialen Medien in Räumen, in denen wir nur noch auf Gleichgesinnte treffen. Die Echokammern übersteigern mehr oder weniger gut begründete Meinungen, Lebensstile und Wertbegriffe zu Axiomen mit absolutem Gültigkeitsanspruch. Entsprechend nimmt unsere Fähigkeit ab, andere Meinungen zu dulden oder überhaupt nur anzuhören. Identitätspolitiker von links wie rechts laden die Bruchkanten affektiv auf und machen die durch sie eingegrenzten Gruppen und Pseudogruppen so zu Gefangenen ihrer Lebensstile, Wertorientierungen und sogar unveränderlichen Merkmale. An die Stelle der Weber'schen Verbrüderungsfähigkeit aller mit allen tritt ein Gegeneinander jeder gegen jeden: die Männer gegen die Frauen; die Vegetarier gegen die Fleischfresser; die Veganer gegen die Nur-Vegetarier; die Kartoffeln gegen die Kanacken; die Weißen gegen die „PoC“. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Nicht geleugnet werden darf, dass Masseneinwanderung die Bürgergesellschaft zusätzlich unter Stress setzt. Wenn einwandernde Gruppen über Generationen darauf pochen, ihre „Reinheit“ zu bewahren, setzt das die Verbrüderungsfähigkeit außer Kraft. Das Mittel der Wahl sind, wie könnte es

anders sein, „Tabuschränken“. Ein Kopftuch ist, in Webers Optik, eindeutig mehr als ein Stück Stoff.

Weber hat mit seinem überspitzt-ironischen Herumreiten auf dem „Tag von Antiochia“ gezeigt, dass die Moderne ein Jahrtausendprojekt ist. Es hat Jahrhunderte gedauert, bis Ideen wie der Bürger und die Volkssouveränität in der Welt waren. Es hat weitere Jahrtausende gedauert, bis sie sich in der liberalen Demokratie moderner Prägung Bahn brachen. Wir Bürger sollten es uns wert sein, mit Herz und Hand für diese Demokratie einzutreten.